

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 276.

Dienstag, 26. November.

1929.

(13. Fortsetzung.)

„Der Balte“.

(Nachdruck verboten.)

Von Horst Bodemer.

In der Frohhausenschen Villa gibt es einen Tanz, als der Geheimrat seinen Kindern erzählt, daß der Graf sich gleich wieder nach Lubbintow begeben hat. Gertrud gehen die Nerven durch.

„Den Grund kann ich mir denken, Vater! Es nutzt dir gar nichts! Und der Fritz war von einer Hochmütigkeit, die Glettenburg verlegen mußte. . . Ich habe Zeit! Ich kann warten! Sollte aber die Erstvorführung eine Enttäuschung für den armen Menschen sein, weiß ich heute schon ganz genau, was ich zu tun habe!“

Nein, sie hörte auf keine Vorstellungen. Mag der Vater noch so mahnen, das Leben anzusehen, wie es nun einmal ist. Und der Bruder höhnische Bemerkungen machen. Sie stampft mit dem Fuß auf. Weint. Verläßt dann das Zimmer und knallt hinter sich die Tür zu. Setzt sich hin und schreibt im ersten Zorn einen reichlich überschwenglichen Brief an Dagmar Schnegelsberg. Bringt ihn am nächsten Morgen selbst zum Briefkasten. Sieht die Diensthofen misstrauisch an, ob die nicht etwa Befehl bekommen haben, sie zu überwachen. . .

In Widenrode schmünzelt Dagmar, als sie den Brief liest. Also der Balte ist schon wieder in Groß-Lubbintow! Und in drei Wochen steigt die Erstaufführung in Berlin. Die Zweifel werden dann ein Ende haben. Und was die Gertrud sonst schreibt! Jedesmal, wenn ich ihn sehe, wächst er mir fester ans Herz! . . . Das kann sie sich gut vorstellen. . . Ich lasse nicht locker und habe soeben mit Vater und Bruder einen ganz gehörigen Austritt gehabt! Liebe Dagmar, reden Sie bitte mit ihm von mir! Aber verraten Sie um Himmels willen nicht, wie es in mir aussieht! . . . Sie lacht kurz auf. Den Namen Gertrud Frohausen wird sie höchstens in den Mund nehmen, wenn sie sich anstandshalber nach ihr erkundigt. . . Er ist wieder da, das bleibt die Hauptsache! Und nun wird sie ihrer Mutter eine Freude bereiten. Sie sagt ihr unter vier Augen, wie verschossen die Gertrud in den Balten ist, und daß der Geheimrat ihn als Schwiegersohn unter keinen Umständen haben will.

„Da eröffnen sich für deinen Prachtsohn also glänzende Aussichten! Bei seinem diplomatischen Geschick wird er sich erst einmal bei dem Geheimrat ganz gehörig in die Wolle setzen! Der wird ihn auszuspielen versuchen gegen den Grafen! Alfreds Sache ist dann, sich mit Umsicht fest zu verankern! . . . Ne, Mutzchen, ich höhne nicht! Ich denke an Widenrode und ausnahmsweise einmal an mich! Zirkus oder Argentinien, ich weiß doch nicht, ob es für mich das Richtige ist! Fange an zu zweifeln, und das wird dir sicherlich lieblich in den Ohren klingen! . . . Und übermorgen fährt der Prachtsohn ja nach Berlin. Rate ihm, schleunigst seinen Besuch zu machen und anfangs sein Auge mehr auf den Geheimrat als auf Gertrud zu werfen!“

Sehr erfreuliche Kunde ist das für Frau Schnegelsberg. Sie bearbeitet auch gleich ihren Sohn. Der läßt die Mutter nicht in seine Karten sehen.

„Natürlich werde ich sehr bald den Geheimrat aufsuchen! Man kann ja nie wissen, ob wir ihn nicht eines Tages für Widenrode brauchen! Und wenn es auch nur wäre, um ihm nahezu legen, unser Gut zur Abrundung

seines Besitzes zu kaufen! Der Vater — es geht wahrhaftig nicht mehr lange mit ihm hier. Er ist den widrigen Zeiten nicht gewachsen! Ich werde umsichtig zu handeln wissen. Es geht letzten Endes ja um eure Zukunft!“

Mit der Antwort ist Frau v. Schnegelsberg vollkommen zufrieden. Sie kennt sich besser in ihrem Sohn aus, als der vermutet. . .

Dagmar aber reitet pfeifend über die Stoppeln. Sie und keine Diplomatin! Für die dumme, freche Göre wird sie zu Hause gehalten. Und glaubt felsenfest, vorhin die Karten sehr umsichtig gemischt zu haben. Wenn der Alfred ernstlich will, der Geheimrat froh ist, daß ein annehmbarer, sehr kluger Freier in die Erscheinung tritt, wird Gertrud bei geschickter Beharrlichkeit des Prachtsohnes einen schweren Stand haben. . . Denn, spinnt der Graf beim Film keine Seide, wär' es doch nicht unmöglich, er würde sich der Gertrud an den Hals. Er hat in der letzten Zeit bessere Tage gesehen, da wird ein Graf Glettenburg-Pahlsdorf nicht wieder Droschkentanker werden wollen. . . Und hoffentlich kommt er vor der Abreise des Bruders nicht schon nach Widenrode.

Der Förster berichtet Axel Glettenburg, daß die ersten Schneider (junge Hirsche) in der letzten Nacht, wenn auch noch ganz zaghaft, zu schreien begonnen haben. Zwei Hochgeweihte hätten ihre Standplätze im Revier und sich bereits ihre Rudel zusammengetrieben. Keinesfalls dürften die jetzt schon abgeschossen werden. Aber ein junger Hirsch könne auf die Decke gelegt werden.

Da ist der Graf draußen am Abend und vor grauem Morgen. Rostbraun steht der Buchenwald. Hirschsteige sind sauber gesetzt. Die Nebelschleier schlingen sich dicht von Stamm zu Stamm. Für den Jäger die herrlichste Zeit. Anspannung jedes Neros wird verlangt. Immer muß er auf Dedung bedacht sein, auf keinen morschen Zweig darf sein Fuß treten und achtgeben auf den Wind, der alle Augenblicke umspringt. Solche Pirsch macht müde. Erfordert, daß man seine Gedanken beieinanderhält. . . Liegt er dann im Bett, redt er sich wohl. Ist froh, daß er auf den Geheimrat gehört hat, gäbe Geld aus und strapazierte seine Nerven. Denn höllisch bang ist ihm doch vor der Erstvorführung. So bange, daß er froh ist, Herrn Schlobitz nicht ange-troffen zu haben. Ob er einmal an die Lydia Ramira schreibt und sich bei der erkundigt? Lieber nicht! Die ist imstande und taucht womöglich eines Tages hier auf. . . Da würde ihn die Dagmar Schnegelsberg schon höhnen! In den nächsten Tagen will er doch einmal nach Widenrode reiten, sich aber sehr in acht nehmen. Wenn sie nebeneinander dahingaloppieren, dann wallt sein Blut auf, dann möchte er dieses sehnige Mädel am liebsten in seine Arme reißen. . . Möglich, daß er ein paar rechts und links bekommt, ebenso möglich freilich, daß sie an seinem Hals hängen bleibt. Und was dann? Er hat nichts und sie hat nichts! Mit seinem „Riesenvermögen“ ist Widenrode nicht geholfen — und wenn er auch selbst ein Gespann übernimmt und ackert. . . Trotzdem fühlt er ein süßes Behagen.

Das Leben ist doch schön! Und mit dem Teufel müßte es zugehen, ein Kerl wie er zwänge es nicht! Ansehend ist er ja endlich in eine Dufelperiode geraten. Durch Jiu-jitsu und Bogen. Aus Langeweile hat er es im Gefangenenlager in Hannoversch-Münden gelernt. . . . Nur aus Langeweile? Nie ist er ein Frömmlicher gewesen, aber religiös erzogen worden. Ist es nicht doch eine Fügung von oben gewesen, die ihn den Sport lehren ließ, von dem er nicht annehmen konnte, daß er ihn eines Tages mit großem Nutzen für sich anzuwenden in die Lage käme? . . . Nun, es hat so sein sollen! Jetzt heißt es: alle Sinne gespannt und tatkräftig gehandelt, wenn die entscheidende Stunde schlägt. Erlebt er eine Enttäuschung bei der Erstvorführung, darf ihn die nicht umwerfen. Aber er denkt mit Unbehagen an die Möglichkeit.

Drei Tage später hat er bei Tagesgrauen einen jungen Hirsch mit tadellosem Blattschuß gestreikt. Mit blanken Augen steht er an dem verendeten Tier. Bricht ein Fichtenreis, dreht es in dem Hirschschweiß hin und her und steckt den Bruch dann an den Hut. Eine Stunde hat er gebraucht, um sich an den Hochgeweihten heranzuarbeiten, der die letzten Brombeeren mitten auf einer Waldwiese äste. . . . Sein Herrenblut pocht mit lauten Schlägen. Er nimmt's als gutes Zeichen. Holt den Förster, sie brechen den Hirsch auf und fahren ihn in einem Handwagen nach Hause. Am Mittag, nachdem die Trophäe abgeschlagen, geht er ab nach dem Grunewald. . . . Langgestreckt hat er sich auf seinem Bett, aber Schlaf findet er nicht. Sein Blut will sich nicht beruhigen. Das Pferd läßt er satteln. Reitet auf Widenrode zu. Über die Schnegelsbergischen Felder. Er möchte Dagmar hier treffen, erst ein wenig mit ihr sich unterhalten, bevor er ihre Eltern aussucht.

Er hat Glück. Weiß nicht, daß das junge Mädchen schon seit Tagen hofft, ihm zu begegnen. Sie reitet im Jirkel auf einem hochgelegenen Roggenschlag, von dem aus sie das Land überblicken — und selbst gut gesehen werden kann. Eine rote Jacke trägt sie, die weithin leuchtet. . . . Da kommt er im verhaltenen Galopp an. Er weiß, in der Gangart macht er besonders gute Figur. Sie stellt sich erstaunt, reitet ihm im Schritt entgegen. Schüttelt ihm kräftig die Hand.

„Wie war's in Berlin?“

„Besonderes habe ich nicht erlebt! Vierzehn Stunden bin ich nur dort gewesen! Fröhlichens lassen grüßen, besonders das gnädige Fräulein, und bald wird die Erstvorführung sein!“

„Danke, und sehr erfreulich für Sie! Ich werde Ihnen den Daumen halten!“

„Darf ich bitten, recht kräftig!“

„Darauf können Sie sich verlassen!“

Dagmar Schnegelsberg sagt es tief aus dem Herzen heraus. . . . Der Balte sieht sie an. Er hält seine Augen nicht in strenger Zucht, vermag es heute nicht. Da lacht das sehnige Mädel, stellt sich in die Bügel, beugt sich weit vor auf den Pferdehals, gibt dem Braunen die Sporen und ruft ihm zu:

„Nun fangen Sie mich mal!“

Ihr Pferd ist schneller, sie leichter als er, er weiß, er wird sie nicht einholen, aber er setzt hinter ihr her. Dann und wann sieht sie mal rückwärts, lacht ihn aus, läßt ihn näher herankommen und vergrößert dann wieder den Abstand. Der Balte ahnt gar nicht, was für eine gerissene Coastochter sie ist. Und dann nach einer Jagd von mehreren Kilometern verhält sie das Pferd, sieht den Grafen an mit blühenden Augen und geröteten Wangen. Sagt neckisch:

„Mich zu verwischen ist schwer, nicht wahr?“

Weidmannsheil hat er schon bei Morgengrauen gehabt. Der Übermut gewinnt Gewalt über ihn.

„Wer Sie fängt, weiß dann aber auch, was er hat!“

„Huch — eine Kraxbürrste!“

„Es soll Männer geben, die haben ihre besondere Freude an Kraxbürrsten!“

Da sieht sie geradeaus zwischen den spielenden Pferdeohren hindurch. Ihre Gedanken arbeiten scharf. Jetzt gilt es, jedes Wort abzuwägen. Den Kopf neigt sie. Läßt die rechte Hand lässig fallen. Sie ist nicht

mehr der Wildfang — ein Weib, das sich sehnt. Schüttelt den Kopf. Stößt die Worte heraus:

„Was gehen mich armes Mädel Männer an? Man lacht, man tobt sich aus — auf Pferdehalsen! Und ein Tag nach dem andern sinkt in die Ewigkeit!“

Weich kann Dagmar Schnegelsberg sein?! Axel Glettenburgs Pferd ist im Augenblick dicht an ihrer Seite.

Und — und wenn ich aus der Erstvorführung als geschlagener Mann komme, würde es Ihnen leid tun?“

Im Nu strafft sich das junge Mädchen im Sattel. Sie sieht ihn an mit einem abweisenden, fast drohenden Blick. Antwortet rauh:

„Ich sagte Ihnen schon, ich traue Ihnen zu, daß Sie dann die Zähne aufeinanderbeißen und die Schlacht noch lange nicht verloren geben!“

„Das ist eine Ehrenerklärung, Dagmar Schnegelsberg!“

„An die Sie hoffentlich denken werden, wenn Sie jemals sich als geschlagener Mann fühlen sollten! . . . Nun aber weiter! Da, auf dem Hang scheint die Sonne so schön, und der Wald prahlt mit seinen bunten Farben. Schweigen wir, staunen wir!“

Neben ihr liegt er dann auf der Erde. Die Pferde, die Bügel hochgezogen, grasen mit langen Hälften. Schütteln sich dann und wann, sie sind warm geworden von dem scharfen Ritt. Die beiden reden nicht. . . . Heimat! Er hat in seinen jungen Tagen gar nicht gewußt, welch köstliches Gut die Heimat ist! Hat sie hingenommen als etwas Selbstverständliches! . . . Und ihre Augen laufen über Feld und Wald, Hügel und Mulde, den See, auf den die Sonne scheint. . . . Heimat — wird sie zu halten sein? Der Bruder würde sie verschachern für rotes Geld, sich keine Gedanken machen. Raufklettern die Leiter des Erfolgs! Wenn es nicht anders geht, sich aufwinden! Aber natürlich muß die Beste schlohweiß bleiben!

„Graf!“ „Sie wünschen?“

„Ja, ich wünsche etwas! Daß Sie mir nach der Erstvorführung offen schreiben, wie sie ausgefallen ist!“

„Das erfährt man erst am nächsten Tage, wenn die Kritiken heraus sind!“

„Also dann — gleich!“ „Es wird geschehen!“

Nicht länger kann er hier ruhig im Gras liegen. Er steht auf, geht hin und her mit starrem Gesicht. Nützt, wie Dagmar Schnegelsbergs Blick auf ihm liegt. Bleibt jäh stehen und sieht sie an.

„Wenn ich nun den Durchfall mit Pauken und Trompeten berichten muß?“

„Dann“, sie dreht sich halb um, stützt die Ellbogen ins Gras, den Kopf in beide Hände, „dann werd' ich vor mich hinpfleifen, Graf! Ganz ruhig! Und denken: bin neugierig, was er nun anfängt!“ (Fortf. folgt.)

Die schlaffe Linie.

Von Friedrich Karl Buh.

Eine Zeitlang ging jüngsthin die Sage, daß Schlankheit nicht mehr Mode sei. Dafür sollte „vollschlank“ auf den Thron gesetzt werden. „Vollschlank“ ist ein schönes Wort, ein molliger Begriff. Darum wäre es sicher reizvoll gewesen, wenn jetzt einmal eine Zeitlang den Vollschlanken das Prädikat vollendeter Schönheit zuerkannt worden wäre. Aber die großen Propheten in Paris, Wien und Berlin, die die Mode machen, haben sich anders besonnen und wir müssen damit rechnen, daß vorerst noch einmal die schlaffe Linie vorherrscht. Also ist es der natürlichste Wunsch aller Männer und Weiblein, die die Forderung des Zeitgeistes begriffen haben, schlank zu sein. Wer es nicht ist, will es werden. Das ist aber leichter gewollt als getan. Aber es gibt ja allfälligerweise viele Stätten im lieben deutschen Vaterlande, wo für die Reduktion des leiblichen Umfangs systematisch das Notwendige geschieht.

In einer solchen Anstalt, wenn sie groß genug ist, finden sich viele Dutzende von Damen und Herren zusammen, deren einziger heißer Wunsch ist, möglichst viel an Volumen zu verlieren. Jedes Pfund, das unsichtbar dahinschwindet, wird als unerhörtes Gnadengeschenk begrüßt. Das Abnehmen ist gar nicht so einfach. Manche meinen, man könnte auch zu Hause bis zur Erreichung des ersehnten Zieles sich ver-

schlänken. Nach einigem Bemühen aber kommt die Einsicht, daß dies im gewohnten Rahmen doch nicht so leicht zu erreichen ist. Dann läßt man sich von einem Arzt bestätigen, daß man in ein Sanatorium müsse.

Dort angekommen, stellt man zunächst mit Vergnügen fest, daß man eigentlich, gemessen an den anderen Insassen des Hauses, noch recht schlant ist. Da sind Männer und Frauen gewaltigen Umfangs; an Leibesumfang wahre See-Elefanten (wenn der Vergleich erlaubt ist). Zu Beginn der Kur wird der Schlankheitsaspirant auf die Waage gestellt, um den Punkt festzulegen, von dem ausgegangen werden muß. Dann kommt er auf den langen Stuhl und Herz und Nieren werden untersucht. Die Bestimmung des Blutdrucks gehört auch dazu. Dann geht's los. Die bisherige Lebensweise war natürlich unvernünftig, überhaupt nichts. Das Gefühl des Sattseins ist überflüssig. Der normale Mensch soll nur so viel essen, als notwendig ist, um seine Maschinerie in Ordnung zu halten. Was mehr ist, ist nach der Sanatoriumserfahrung vom Übel. Da er aber abnehmen soll, bekommt er noch weniger zu essen, als er eigentlich braucht.

Wenn das erste Frühstück nach der festgelegten neuen Regel auf den Tisch kommt, treten einem vor Schreden die Augen aus dem Kopfe. Da steht an Stelle des lieb gewordenen, einstigen reichlichen Frühstücks, ein Täschchen dünnen, läppischen Tees, ohne Zuder und Milch. Auf einem viel zu großen Alpaka-Schälchen ruht einsam ein einziges weißes Saccharin-Tabletchen. Man hat den Eindruck, daß das kleine runde Ding sich ordentlich schäme, so gottverlassen vorgeführt zu werden. Auf dem Teller wird dir ein dünnes, braunes Stückchen Grahambrot ohne Butter gereicht und ein Würstcheibchen, das so dünn ist, daß man es notfalls auch als Monofel ins Auge klemmen könnte, liegt daneben. Das ist dein Frühstück und wird dein Frühstück sein einen ganzen Monat lang und soll dein Frühstück bleiben, so lange du lebst. Wird hierdurch nicht dein Charakter gestärkt, erwachen in dir nicht unausgütete Willenskräfte? Denn, du sollst dieses Gebot nicht übertreten!

Zum Mittagessen wird dir das gewohnte Süpplein entzogen. Hast du früher eine Kalbshaxe oder ein junges Hähnchen ganz allein verzehrt, so überkommt dich ein grimmiger Galgenhumor, wenn dir jetzt die Platte gereicht wird. Denn darauf ist für dich bereitet ein Schnitzelchen von einer Kalbshaxe, oder ein Flügelchen oder ein Schenkelfchen von einem Stübentücken. (O selige Zeit, als dir ein ganzes in der Kasserolle, goldgelb gebraten, entgegenkuckte!) Salat aber bekommst du so viel du willst. Das ist der Magentrost, damit die Magenerven nicht Revolution machen.

Zum Five-o'clock-tea ist für dich wieder ein Täschlein so dünnen Tees bereitet und du wirst wieder mit einem Stückchen trockenen Grahambrot oder mit einem Zwieback beglückt. Beides zusammen gibt es nicht. Wenn du aber doch einmal Schmutz machen möchtest, dann beweist dir das Serviermädchen, daß es gut gedrickt ist. Es paßt auf und duldet keine Übergriffe in alte Völlerei.

Zum Abendessen bekommst du dieselbe Liliput-Portion wie zum Mittagmahl, dazu als Getränk ein Glas saure Milch. Die ist bei einer Abnahmetur auf alle Fälle nützlich. So weit das Kulinarische.

Daneben wirst du täglich dem Masseur ausgeliefert. Das ist ein starker Kerl mit Simson-Armen. Lieblich lächelnd nimmt er dich in Empfang, legt dich auf die Massierbank, streift die Hemdärmel zurück, daß du seinen Schmelings-Biceps bewundern kannst und dann geht ein Schnellfeuer von Stößen und Schlägen auf dich hernieder, daß dir ganz schummerig wird. Aber der freundliche Mann tröstet dich: „Das ist nur im Anfang so, Sie werden sich schon daran gewöhnen.“ Darauf knetet er lieblich deine Weichteile und faßt in deines Leibes Külle, als ob er mit der Faust am Rücken herausfahren wollte. Das titelt dich natürlich, du ziehst die Beine hoch und faßt beschwörend nach des Helden Arm. Der aber tröstet dich wie vorhin. Und rührend erklärt er dir: „Das tägliche Massieren ist die Hauptsache. Zum Arzt können Sie ja gehen, das schadet nichts, aber hier geschieht die Hauptsache.“ Ich erkundige mich, um des Mannes Mitleid zu erwecken, nach seinem Lebenslauf. Ich muß hören, daß er tatsächlich Musiker, Spielmann beim Militär gewesen und als Trommler den ganzen Krieg mitgemacht hat. Daher also die Bravour. Nach dieser kurzen Unterbrechung tritt mein Masseur zwei Schritte zurück, mustert mit Kennerblick das Schlachtfeld, d. h. meinen armen Leib, und stürzt sich dann mit neuer Wut über mich her. Er ist anzusehen, wie die fleißige Waschfrau am Waschtrog oder der Bäcker an der Teigmulde.

Aber siehe da: das Wunder geschieht. Du nimmst von Tag zu Tag an Gewicht ab. Voll Spannung begibst du dich morgens in das Wiegeästüben. Im Gewande der reinen Unschuld, wie Adam vor dem Sündenfall, sitzt du auf dem Wiegesessel und gespannt beobachtest du das Jünglein der Waage. Glückselig bist du, wenn es wieder hundert Gramm weniger sind.

Das kunstgerechte Abnehmen ist gar nicht so leicht. Sonst wären nicht so eminent viele Menschen zum gleichen Zweck im Sanatorium. Da ist ein Fabrikant aus Berlin mit 260 Pfund Lebendgewicht. Für das Herz eines mittelgroßen Mannes ist es wahrhaftig kein Spaß, mehr als 2½ Zentner bedienen zu müssen. Also: Abnehmen. Der Mann kann die Attaden des Masseurs und die Enthaltensübungen bei lärglichem Mahle nicht ertragen. Er schleicht sich heimlich fort zum lustlichen Mahle ins Dorfwirtshaus. Das Jünglein der Waage bringt es an den Tag, der Arzt dringt in ihn, er beichtet es an den Tag. Denn das Renommee des Hauses steht auf dem Spiele.

Das Abnehmen unter Umständen aber schwerer sein kann als Abnehmen, führt uns ein hübsches junges Mädchen am eigenen Leibe vor. Sie war vollschlant, verlobt und eitel. Wollte also sehr schlant werden, teils um sich, teils um „ihm“ besser zu gefallen. Kaufte sich auf Gut Glück in der Apotheke irgend ein Mittel und siehe da, von 130 Pfund sank sie in ein paar Wochen herunter auf 65 und wurde immer schlanker und schlanker, bekam es mit der Angst zu tun, tief zum Arzt und der steckte sie sofort ins Sanatorium. Hier kam das Abnehmen zum Stillstand. Nun wurde es gepöpselt und genudelt, sie aß für zwei, schlief den ganzen Tag. Die Waage endete damit, daß nach ein paar Monaten ihr Gewicht wieder auf 85 Pfund gebracht war. Das ist eine nachdenkliche Geschichte und braucht nicht weiter kommentiert zu werden.

Das herabgesetzte Gewicht zu erhalten, ist aber noch schwieriger als abzunehmen. Die Unterhaltung über derlei Dinge fällt alle Gespräche der Patienten aus. Ich weiß bald von jedem, wie viel er zu Hause gemogen hat und wie viel er täglich abnimmt, welches Gewicht er erreichen will. Die meisten fühlen sich in ihrem Fett sehr behaglich und kommen sich selbst gar nicht so dick vor. Aber: das Herz, der Arzt, die Ehefrau, die Braut! Oder: der Ehemann und der Bräutigam! Oder: das schöne Vorbild gertengleicher Schlankheit in den Modeblättern. Also werden Hunger und Entlassungen, heiße Bäder und Massagen, lange Spaziergänge und akrobatische Übungen aerne in Kauf genommen. Und so lange das modische Ideal der schlanken Linie auf diese Weise zu erlangen versucht wird, mag's noch hingehen. Auf keinen Fall aber Schlankheitskur ohne ärztlichen Beistand.

Wer aber nicht die erforderliche Kraft des Willens hat, wem nicht die schlante Linie als höchstes Ideal vorsteht, das zu erreichen ihm kein Preis zu hoch ist, der kann leicht die Geduld verlieren.

Da hatten wir einen im Sanatorium, der sich treu und brav nach der Ordnung des Hauses fastete. Dann aber kamen ein paar rundliche, lebensfrohe Freunde ihn zu besuchen. Die nahmen ihn auf ein paar Stunden mit. Er lehrte zurück und darbot weiter zwei Tage nach den Regeln des Hauses. Dann aber ging er fort, ohne Hut und Stod und Mantel, ließ Koffer, Wäsche und Kleider ungepackt zurück und tat, als wolle er seinen gewöhnlichen Spaziergang unternehmen. Ging aber zum Bahnhof, löste sich eine Fahrkarte und dampfte mit dem nächsten Zuge ab. Auf Nimmerwiederssehen.

Dem Manne konnte allerdings nicht geholfen werden.

Autogedanken.

Einfälle von Kurt Mielche.

Daß es noch immer so relativ wenig Frauen am Steuer gibt, mag wohl daran liegen, daß ein Auto schwerer zu führen ist als ein Mann.

Einige besitzen ein Auto, andere werden von ihrem Auto besessen.

Während der Fahrt soll man des Fahrers Sicherheit nicht loben, damit die Eitelkeit seine Hand nicht unsicher macht.

Es gibt Autobesitzer, die auf ihren Wagen ebenso stolz sind wie ein Gatte auf seine schöne Frau. Sie lassen es sich aber auch ebenso viel kosten.

Ich gehe ganz in meinem Wagen auf, sagte der Mann, der vier Zentner wog.

Du bist Luft für mich, dachte der Nagel und stach ein Loch in den Reifen.

Es gibt Leute, welche die Menschheit in zwei Klassen einteilen: In solche, die Auto fahren, und in die anderen, die man nicht überfahren darf.

Kenner trinken gern alte Weine und fahren neue Autos.

„Herzlichen Dank für den wunderschönen Abend!“

Ein Kapitel für Gastgeber und Gäste.

Das Treppenhaus wird hell — ein Schlüssel wird umgedreht — die Haustür öffnet sich, und es erscheint ein größerer oder kleinerer Trupp Menschen, die sich mit lebhafter Freundlichkeit von jemand drinnen verabschieden: „Vielen, vielen Dank für den wunderschönen Abend.“ „Bitte, bitte, keine Ursache — es hat uns sehr gefreut — hoffentlich sehen wir Sie bald mal wieder bei uns!“ „Sehr gerne — es war ja so reizend bei Ihnen!“ So und ähnlich geht es ein Weilchen hin und her, man wünscht sich gutes Belommen, gute Heimfahrt, frühes Wiedersehen usw. Dann zerstreuen sich die Gäste, und der Gastgeber kehrt in die noch festlich erleuchteten Räume zurück, wo die Hausfrau ihn erwartet. Vielleicht — wer kennt es nicht, dieses gemüßliche Schluß-Plauderstündchen! — gründet man mit dem Logierbesuch oder mit anderen Familienmitgliedern noch schnell eine behagliche Ede bei einer allerletzten Tasse Koffa — vielleicht auch geht der Hausherr hin und her und räumt Rauch- und Trinkbarkeiten beiseite, während die Gastgeberin das Reinigen des Tafelgeschirrs, das Wearräumen des Silbers, der Vorräte überwacht — vielleicht auch rüstet man sich ohne weiteren Aufenthalt zum Schlafengehen. . . . Auf jeden Fall aber wird noch das Fazit des Abends gezogen: „Na, was meinst du, wie war's? Ich meine, recht nett!“ „So sagt vielleicht „er“ unter leisem Gähnen, und „sie“ antwortet nachdenklich: „Ja, ich glaube, wir können zufrieden sein! Es hat alles tadellos geklappt, und ich hatte den Eindruck, daß die Gäste sich wohlfühlten!“

Es ist sehr angenehm, wenn Wirt und Wirtin solchermaßen von einer gutgelaunenen geselligen Veranstaltung reden dürfen. Beim Abschiednehmen sagen sie alle: „Vielen Dank für den schönen Abend!“ und: „Es ist so reizend bei Ihnen!“ Aber ob sie im Auto, in der Elektrischen oder sonstwie auf ihrem Nachhausewege nicht meinen: „Gottseidank, daß diese langweilige Sache überstanden ist — so bald gehen wir nicht wieder hin.“ Darauf kommt es an!

Ob großer, ob kleiner Kreis, ob kostspielige, ob einfache Bewirtung, ob es sich um ein Diner, ein Abendessen, einen Hausball, eine Nachmittagsveranstaltung, ein schlichtes Mittagmahl unter Freunden oder Verwandten handelt, in einer Hinsicht ist das ganz gleichgültig: Immer wird es für die Gastgeber darauf ankommen, ihren Gästen einige angenehme Stunden zu bereiten, und immer wird es Pflicht der Geladenen sein, auch ihrerseits zum Gelingen dieses Unternehmens beizutragen. Nur dann ist Geselligkeit das, was sie sein soll: Kein Zwang, keine leere Form, keine lästige Pflicht, sondern Erholung, Anregung, festliches Zwischenpiel!

Wenn du Gäste erwartest, liebe Hausfrau, so Sorge vor allen Dingen dafür, daß alles fertig und vorhanden sei, was für das Gelingen und den reibungslosen Verlauf der Festlichkeit vonnöten ist! Es gibt so viele Kleinigkeiten, die die gute Stimmung beeinträchtigen und in Wirren und Gästen den Wunsch wecken: „O, wär sie vorüber, o, wär sie vorbei — die Ede, die endlose Quälerei!“ Aber so soll es doch nicht sein — man soll im Gegenteil denken: „Ach, wie schade, daß es schon zu Ende ist — nein, wo sind nur die Stunden geblieben?“ Um dieses Gefühl des allseitigen Behaglich- und Zuhauseins zu erreichen, ist es vor allen Dingen wichtig, daß man „die Haushaltsmaschine nicht knarren hört“, d. h. daß Dank guter Vorbereitung und geschickter Organisation auch dann sich alles glatt, lautlos und scheinbar spielend abwickelt, wenn kein Heer dienstbarer Geister zur Verfügung steht, wenn die Hausfrau ihre eigene Köchin, Konditorin, Tafelbederin usw. sein muß, und wenn obendrein, wie das ja heutzutage sehr oft der Fall sein wird, der für Geselligkeitszwecke verfügbare Raum beschränkt ist, so daß z. B. mehrere Mahleiten in ein und demselben Zimmer eingenommen werden müssen und dergl. mehr.

Zunächst einiges Technische über diesen Punkt: Was irgendwoher bereitet und bereitgestellt werden kann, das sollte getan werden, damit möglichste Entlastung für die eigentlichen Stunden der Geselligkeit geschaffen wird. Kalte Platten, Süßspeisen, Salate usw. können zum größten Teil schon tags zuvor bereitet werden, Kuchen, Torten, Obstsalate werden wenigstens schon am Vormittage hergerichtet bzw. auf Schüsseln verteilt. Geschirr, Tischzeug, Gläser, Bestecke werden schon am Vortage hervorgeholt, nachgeprüft, poliert,

blattgerieben usw. und wenn wir auch annehmen, daß die Räume, in denen die Festlichkeit stattfinden soll, sich ohnehin im gutgereinigten und gepflegten Zustande befinden, so ist doch — am besten auch am Tage vorher — noch einmal ein ordnendes Durchgehen und Auffrischen nützlich. Räume, die nicht ständig benutzt werden, haben leicht etwas Frostiges und Steifes — es empfiehlt sich daher, sie nicht erst am Tage der Geselligkeit, sondern schon 1–2 Tage vorher leicht zu durchwärmen, sowie ausgiebig zu lüften. Tischdecken und Blumenschmuck werden ebenfalls nach Möglichkeit schon vormittags bzw., wenn es sich um Abendgesellschaften handelt, am frühen Nachmittag erledigt, wenigstens aber sollte, falls etwa der Raum bis kurz vor dem Erscheinen der Gäste noch anderweitig benutzt werden muß, alles Notwendige in Reichweite bereitstellen, damit kein Zeitverlust, kein unnützes und aufregendes Hin und Her notwendig wird. Ebenso sollten Wirt und Wirtin mindestens eine Stunde vor dem Beginn der Festlichkeit fertig angekleidet sein, denn nichts erweckt in dem pünktlich eintreffenden Besucher mehr das Gefühl, zu stören, als wenn er seine Gastgeber noch im Stadium des Toilettemachens vorfindet.

Was die Bewirtung anbetrifft, so ist es grundverkehrt, aus falschem Ehrgeiz oder falscher Scheu mehr bieten zu wollen, als den finanziellen und technischen Möglichkeiten entspricht. Lieber ein Gericht, und dieses reichlich und schmackhaft, hübsch angerichtet, als eine komplizierte Speisefolge, deren Auftragen nur störend erfolgt, weil es an Bedienung, an Geschirr fehlt und bei der sich kein Teilnehmer richtig zu füttern wagt, weil die einzelnen, kostspieligen Gänge zu knapp bemessen wurden! Lieber einen Wein und dafür etwas Gutes, oder lieber gar keinen, als einen billigen Schund! Dabei fällt mir ein Wirt für Wirtin ein, die keine Weinkenner sind, ihn aber vielleicht Weinliebhabern vorsetzen wollen: Bitte den Rotwein, Sektwein, Liköre usw. immer recht kühl — aber alle Rotweine gut angewärmt, d. h. in Zimmertemperatur zu reichen!

Für die Raucher unter den Gästen darf man Aschenbecher und Streichhölzer an mehreren Stellen bereitzustellen nicht vergessen — ebenso wie man nicht versäumen soll, den Damen Gelegenheit zu lekten kleinen Toilettenhilfen zu geben; es muß also in dem Raum, in dem sie ablegen, Spiegel, Kamm und Bürste, Schälchen mit Nähnagel, Stecknadeln usw., Nagelschere, Waschlösche usw. vorhanden sein.

Und wie unterhält man seine Gäste? Ja, das ist eine schwierige Frage! Man kann sie eigentlich nur beantworten, wenn man diese Gäste kennt — oder halt, da hätten wir doch schon die Antwort: Man muß seine Gäste möglichst ihren bekannten Interessen und Neigungen gemäß beschäftigen! Dies ist das Geheimnis, sie vor der Langeweile zu bewahren. Dann werden sie sich stets prächtig unterhalten! Man tut deshalb gut, ein gewisses festes Programm aufzustellen, an dessen Durchführung sich möglichst alle Geladenen aktiv beteiligen müssen, z. B. Spiele, Wettbewerbe, Diskussionen über ein allgemein interessierendes Thema usw. (Dagegen Vorsicht mit musikalischen Darbietungen, Vorträgen usw., die meistens nur die Ausübenden selber entzücken!) Ein geselliger Abend oder Nachmittag, an dem sich solchermaßen ständig etwas „ereignet“, in dem es keine störenden, unausgefüllten Pausen gibt, wird stets ein Erfolg sein, auch wenn die Bewirtung noch so einfach war! Natürlich darf man andererseits nicht pedantisch an seinem „Programm“ festhalten, um seiner Abwicklung halber z. B. eine gerade bestehende angeregte Unterhaltung stören, Gäste aus einer behaglichen Ede aufscheuchen, die vielleicht gar keine Lust zum Tanzen haben und anderes mehr. Es ist immer gut, einen gewissen festen Plan für seine Geselligkeit zu haben, aber wieviel davon und wann dieser zur Ausführung kommt, das ist eine Frage des Taktes und der persönlichen Gewandtheit, und dafür kann man keine Rezepte geben!

Nun müßten noch die „zehn Gebote des richtigen Benehmens“ für die Gäste folgen, nicht wahr? Aber wir wollen es für heute bei einem Rat bewenden lassen: „Komm als Gast nicht zu früh, aber auch nicht zu spät — lasse Kritik und „Ansprüche“ zu Hause, sei bereit, dich unterhalten zu lassen und selber zu unterhalten, bringe Friedfertigkeit und gute Laune mit! Dann wirst du gern gesehen sein und dich selber vortrefflich amüsieren — und wenn du dich von deinen Gastgebern verabschiedest, wird dein Dank für den „wunderschönen Abend“ ebenso aufrichtig und berechtigt sein, wie ihre Versicherung, es habe sie sehr gefreut — — —!

Annemarie Schlichter.